Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 37. Posen, den 16. September. 1883.

Ein Reiseabenteuer.

Von Nora von Görner.

(Fortsetzung.)

„Das ist freilich eine sehr glatte Geschichte ohne Hindernisse und Mißverständnisse," rief Sender, „da muß die Meine als Kontrast gleich nachkommen, wenn es den Herren so recht ist."

Nach erlangter Zustimmung begann der Oberlieutenant.

„Ich war 24 Jahre alt, Lieutenant und natürlich viel fideler als jetzt, als ich nach Prag versetzt wurde. Unser Regiment kam aus einer Festung, was Wunder, wenn wir uns, wie Matrosen, die ans Land fahren, mit wahrer Leidenschaft in den Strudel der Vergnügungen warfen, die uns namentlich ein sehr belebter Fasching bot.

Auf den Bällen gab es einen wahren Flor von hübschen Mädchen und ich flatterte zuerst, wie ein Schmetterling, von Einer zur Andern, bis mich eine der frischesten und lieblichsten Erscheinungen festhielt.

Elise war die einzige Tochter eines reichen Gutsbesitzers, der mit Frau und Kind nach der Hauptstadt gekommen war, um das Letztere auf den Markt — bitte um Entschuldigung, wollte sagen in die Welt zu führen.

Da man schon einmal des Vergnügens wegen hier war, so besuchte man auch alle besseren Bälle und ich hatte somit Gelegenheit, meiner „Flamme" öfters meine Huldigungen darbringen zu können. Sie war im Kloster sehr gut erzogen und hatte viel natürlichen Verstand, verrieth aber in ihrem offenen, naiven Wesen einen großen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, was ihr jedoch in meinen Augen nur noch einen Reiz mehr gab.

Das Mama und Papa Mohrberg einen panischen Schrecken vor dem zweifarbigen Tuche hatten und wie Elise lachend sagte, alle jungen Offiziere mit dem Beinamen „Windbeutel" beehrten, hinderte uns nicht, uns stets und überall zu treffen und rückhaltlos und unbekümmert unseren Gefühlen hinzugeben.

Doch unserer Liebe drohte Gefahr, eh' wir es uns versah'n. Eines Abends theilte mir Elise sehr traurig und niedergeschlagen mit, die Eltern müßten von unsern Gefühlen wohl eine Ahnung haben, denn sie drängten plötzlich darauf, sie solle sich entweder für den dicken Brauer oder den reichen ältlichen Rentier Herrn von B. entscheiden, die mir mit ihrer Verehrung für meine Angebetete schon die ganze Zeit über im Wege waren. Im Falle sie Beide ausschlug, sollte sogleich die Heimreise angetreten werden.

Diese Nachricht war für mich ein vernichtender Schlag. Wenn Elise abreiste, war sie für mich verloren. Ehe ich das zuließ, mußte etwas Verzweifeltes geschehen, das stand fest. Aber was sollte ich thun? Elise entführen? Dazu wäre sie wohl nicht zu vermögen gewesen; auch hätte das einen Skandal gegeben, von dem ich doch trotz meines Leichtsinnes zurückschreckte. Den Eltern offen sagen, wie es mit uns stand, hätte höchstens ihre Abreise beschleunigt. Da dämmerte ein Plan in mir auf, wie ihn nur ein sehr junger Kopf und ein sehr feuriges Herz ersinnen konnte. Bald hatte er feste Formen angenommen und wenn Elise Courage hatte, konnte er nach meiner Meinung nicht fehl schlagen.

„Elise, angebetete Elise!" sagte ich endlich, als wir die letzte Quadrille tanzten und mein Entschluß zur Reise gelangt war, „wenn Sie mich wirklich lieben und Vertrauen zu mir haben, dann hoffe ich, Sie vor den beiden Freiern, mich aber vor Verzweiflung zu retten. Wollen Sie etwas für unsere Liebe wagen?"

„Ich bin bereit, sagen Sie mir nur, was ich thun soll," lautete die Antwort des prächtigen Mädchens.

„Vorderhand nichts weiter, als daß Sie Ihre Eltern vermögen, den Garnisonsball zu besuchen, dort sollen Sie alles Weitere erfahren."

Elise versprach's und hielt Wort. Ich aber hatte das Nöthige mittlerweile vorbereitet und erwartete mit fieberhafter Ungeduld den großen Cotillon.

Endlich schlug die ersehnte Stunde, die Paare stellten sich an — Elise und ich an jene Seite, die dem Platze, wo das Elternpaar Mohrberg festsaß, gerade entgegengesetzt war. Obschon von Elisens Zuneigung überzeugt, pochte mir das Herz doch gewaltig, als ich nach dem ersten Rundtanze zu ihr sagte:

„Elise, es giebt nur ein Mittel für uns, wenn wir nicht für immer getrennt werden sollen und das ist: daß wir so schnell als möglich auf ewig vereint werden."

Als Elise mich nach diesem Meisterstücke der Rhetorik erstaunt ansah, fuhr ich fort:

„Es ist Alles vorbereitet; wenn Sie einwilligen, sind wir noch vor Ende des Cotillons Mann und Weib."

„Um Gotteswillen!" rief jetzt Elise, in der Meinung, ich hätte den Verstand verloren.

„„Tanzen! Tanzen!"" rief es aber in unserer Nähe und wenn wir nicht auffallen wollten, mußten wir die Tour durchmachen.

Als wir unsern Platz wieder erreicht hatten, sagte ich athemlos:

„Die Zeit drängt: wenn es geschehen soll, muß es sogleich sein — Sie sagten, daß Sie für unsere Liebe Alles wagen wollten — wohlan, so folgen Sie mir."

„Aber wohin?"

„In den Wagen und zum Traualtar."

„Aber — —"

„Schnell, schnell, oder es ist nicht mehr Zeit dazu."

Ich hatte Recht gehabt, wenn ich auf die Macht der Ueberrumpelung rechnete. Elise ließ sich aus den Reihen der Tanzenden hinwegführen und wer sie so bleich und zitternd an meinem Arme sah, mußte wohl denken, der Dame sei unwohl geworden.

Während Elise in der Garderobe Pelz und Shawl umwarf, rief ich den bereits bestellten Wagen.

„So schnell Du kannst," rief ich dem Kutscher zu und in einer Viertelstunde waren wir an Ort und Stelle.

Ich sprang aus dem Wagen und klopfte dreimal an eine Seitenpforte.

„Alles bereit?" frug ich den mir Oeffnenden.

„Ja, sie warten Dein."

Elise war kaum ihrer Sinne mächtig, als ich sie aus dem Wagen hob und durch einen dunklen Gang in eine Kapelle führte, worin wir einen Priester vor dem erleuchteten Altare und zwei meiner Kameraden fanden, die sich ernst und ehrerbietig vor meiner Braut verneigten, aber meinen Blicken nicht ohne Schmunzeln begegnen konnten.

Wir knieten nieder und die Trauung begann sofort.

Elise hörte und sah fast nichts, wie sie mir später gestand, und das war gut, sonst wäre ihr wohl das seltsame Gebahren des Trauenden aufgefallen.

„Der Kerl weiß doch, wie ich eile und macht da allerlei dummes Zeug, wird am Ende gar noch eine Rede halten wollen" — dachte ich voll Ungeduld. Und: „Mach, daß Du fertig wirst, wir müssen fort," flüsterte ich ihm zu.

Er schnitt eine Grimasse und band unsere Hände zusammen, während er einige lateinisch klingende Worte murmelte. Wir wechselten die bereitgehaltenen Ringe und eilten, von den Gratulationen der beiden Zeugen begleitet, zu unserem Wagen.

Als wir in den Ball zurückkamen, war es höchste Zeit. Der Cotillon war seinem Ende nahe und ich führte Elise zu ihren Eltern zurück, ihr zuflüsternd: „Morgen Vormittag komme ich zu Deinem Vater."

Bald darauf verschwanden Mohrbergs vom Balle und auch ich fand begreiflicherweise, heute keine rechte Freude mehr am Tanzen; leider aber auch zu Hause keinen Schlaf, denn der Gedanke an die Folgen meines Streiches, der mir im Dunkel und in der Stille der Nacht fast gottlos vorkam, ließ mich nicht ruh'n.

Mit dem schönsten moralischen Katzenjammer, den man sich nur denken kann, stand ich am anderen Morgen auf, machte Toilette und ging mit verzweifeltem Muthe dem Sturme entgegen.

Als ich bei Mohrbergs im Vorzimmer stand, ging mir fast der Athem aus. Niemand war zu seh'n, nur links aus einer Thüre drang ein tiefer Seufzer an mein Ohr. Ich errieth, wessen Zimmer es war und wurde nicht muthiger dadurch. Endlich klopfte ich rechts an. Ein barsches „Herein" und ich stand vor der mir im gegenwärtigen Augenblick fürchterlichsten Persönlichkeit: Elisens Vater.

Ich mochte wohl blaß aussehen — denn der alte Herr hatte Mitleid mit mir und ließ mich nicht zu lange in Ungewißheit.

„Elise" sprach er kurz, „hat gebeichtet und wir wissen Alles."

„Wie edel von ihr, den ersten Sturm auszuhalten," dachte ich; der alte Herr aber fuhr fort:

„Sie haben unverzeihlich leichtsinnig gehandelt und wenn es mir beliebte, würden Sie, Ihr sauberer Freund, der Feldkaplan, und die beiden Zeugen zu schwerer Verantwortung gezogen werden. Freilich wäre dadurch auch meine Tochter kompromittirt und darum — merken Sie wohl Herr Lieutenant — nur darum will ich Gnade für Recht ergehen lassen; jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie quittiren und Oekonomie studiren. Zu Letzterem gebe ich Ihnen zwei Jahre Zeit. Besuchen Sie eine der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten, dann kaufe ich vielleicht ein Gut und lasse Sie dort praktische Erfahrungen auf meine Kosten machen. Elise aber sehen Sie nicht wieder, bis Sie den Cours in der Ackerbauschule absolvirt haben und zurückkehren, um sich nochmals und zwar öffentlich mit ihr trauen zu lassen. —"

Ich hütete mich wohl, den guten Papa darüber aufzuklären, daß die ganze Trauung nichts als Komödie gewesen, die in der Privatkapelle eines adeligen Hauses stattgefunden, dessen Portier ich bestochen und daß mein Kamerad Oberlieutenant B. den Geistlichen vorgestellt hatte.

Auch Elise erfuhr erst viel später den Betrug, den ich mir mit ihr erlaubt, um sie zu erringen.

Auf die mir gestellten Bedingungen aber ging ich selbstverständlich mit Freuden ein, wartete blos das nahe bevorstehende Avancement zum Oberlieutenant ab, quittirte, ging nach Ungarisch-Altenburg und sah Elisen erst wieder, als ich mit einem famosen Zeugniß von dort zurückkehrte.

Papa Mohrberg hatte sich während dessen mit mir völlig ausgesöhnt und hielt Wort.

Er kaufte für uns ein schönes Gut im südlichen Böhmen und Elise wurde mir feierlichst, diesmal von dem guten ehrlichen Dorfpfarrer angetraut, während der Schulmeister draußen auf der Schloßwiese einen Böllerschuß nach dem anderen abfeuerte.

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß weder ich noch Elise es je bereuten, jenen Cotillon nicht mitgetanzt zu haben und daß mein Weibchen mir nebst meinen drei prächtigen Jungen noch immer das Liebste auf der Welt ist."

„Das war energisch geheirathet," rief der Professor, der den Erzähler schon früher mit Ausrufungen und Gesten der Bewunderung öfters unterbrochen hatte. „Aber es hätte doch recht schlimm ausfallen können, das müssen Sie zugeben, Herr Oberlieutenant. Freilich," setzte er kleinlaut hinzu, „fällt es auch oft recht böse aus, wenn man zu wenig energisch ist und geheirathet wird!"

„Wie ist das, wenn man geheirathet wird?" rief man erstaunt aus. „War das etwa bei uns der Fall, Herr Professor? Schnell erzählen Sie das!"

„Meine Herren," begann dieser sich räuspernd seinen Vortrag, „Sie müssen wissen, daß es zwischen heirathen und geheirathet werden einen gewaltigen Unterschied giebt. Zu dem Ersteren würde ich wahrscheinlich nie den Muth gehabt haben, das Letztere aber, hätte ich — sehr gut entbehren können.

Ich kam als armer Student an einem heiteren Herbsttage mit einem Bündel Kleider und Wäsche, ein Paar neuen Stiefeln, vier Zwanzigern und einigen Empfehlungsbriefen von unserem Herrn Pfarrer in der Hauptstadt an.

Das Erste, was ich that war natürlich, daß ich mir durch die Briefe Gönner zu verschaffen suchte. Zwei derselben konnte ich nicht anbringen, da die Adressaten auf dem Lande und auf Reisen waren. Mit schwerem Herzen und ziemlich kleinlaut geworden, machte ich mich auf den Weg, den Herrn Professor Sch. aufzusuchen. Dieser war ebenfalls nicht zu Hause, doch seine Frau war da und das war die Hauptsache. An sie hatte mir der Herr Pfarrer besonders viele Empfehlungen aufgetragen und diese brachte ich gewissenhaft an, indem ich ihr den Brief an ihren Mann überreichte. Sie öffnete denselben, als wäre er an sie adressirt gewesen, las ihn durch, betrachtete mich dann vom Kopf bis zu den Füßen sehr aufmerksam und sagte endlich mit wohlwollendem Lächeln: „Sie sind uns vom Herrn Parrer, meinem werthesten Freunde, sehr warm empfohlen; ein guter Student, still und bescheiden — ich will mich Ihrer annehmen, junger Mann! Uebermorgen ist Sonntag, kommen Sie zu uns zu Tische, dann wollen wir weiter über Ihre Angelegenheiten sprechen. Auch können Sie dabei meinen Mann kennen lernen."

Ich dankte verbindlichst und verstieg mich so weit, der Frau Professorin die Hand zu küssen, was diese sehr freundlich aufnahm. Natürlich fand ich mich am Sonntage sehr pünktlich ein und wurde von der Dame des Hauses sehr huldreich aufgenommen. Auch der Herr Professor war da.

Es war ein bereits bejahrter Mann, um vieles älterer als seine Frau. Er grüßte mich ebenfalls sehr freundlich und überließ dann die Konversation gänzlich seiner besseren Hälfte, die, wie ich sehr bald inne wurde, alle inneren und äußeren Angelegenheiten leitete. Nach dem vortrefflichen Mittagessen, während er sein Mittagsschläfchen machte, theilte mir die gnädige Frau mit, ich dürfe ein kleines Zimmerchen, das sie frei hatte, als Schlafzelle benützen, und sollte auch mein Frühstück und den Mittagstisch am Sonntag erhalten. Ferner sagte sie mir, sie habe bei ihren vielen Bekannten für mich gewirkt und mir noch drei Kosttage, sowie zwei Konditionen verschafft, darauf schrieb sie mir die Adressen auf, damit ich mich gleich allen meinen Gönnern vorstellen könne. Wer war glücklicher und dankbarer wie ich! Bald war ich bei Professors wie zu Hause; die Frau Professorin nahm sich meiner wahrhaft mütterlich an und als nach vier Jahren der Professor starb und ich ausstudirt hatte, war sie es, die meine Rigorosen und mein Doktorat bezahlte.

Als ich endlich meist durch ihre Protektion und vieler Bekanntschaften, Professor geworden war, da fühlte ich mich tief verpflichtet gegen die gute Frau und rief gerührt ihre Hände küssend: „Wüßte ich nur, gnädige Frau, wie ich Ihnen meine grenzenlose Dankbarkeit beweisen könnte! Alles könnte ich thun, Ihnen zu dienen, der ich ja mein ganzes Lebensglück verdanke! —

(Fortsetzung folgt.)

Im Südosten Berlins.

Von B. W. Zell.

(Nachdruck verboten.)

Daß Berlin mit Riesenschritten der Weltstadt entgegenstrebt, das beweist nicht nur seine von Jahr zu Jahr steigende Einwohnerzahl, welche die Million ja längst um ein Hunderttausend überschritten, sondern mehr noch wird dies dokumentirt durch das Sichherausbilden seiner charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche einzig und allein der Weltstadt gehören. Man nimmt gewöhnlich an, daß in der Großstadt der kleinliche Kastengeist, die strenge Sonderung der einzelnen Gesellschaftsklassen nicht anzutreffen sei und doch ist diese Annahme grundfalsch. Wenn in der Kleinstadt die verschiedenen Sphären der Bevölkerung niemals gesellschaftlich miteinander verkehren, so ist das in großen Städten noch viel ärger — man wohnt nicht einmal zusammen in den einzelnen Stadttheilen. Genau aber wie in London und Paris wird man auch in Berlin bald weltstädtisch genug sein, um das bekannte alte Sprüchwort dahin variiren zu können: „Sage mir, wo Du wohnst, so will ich Dir sagen, wer Du bist.“ Daß indessen diese Variation niemals ganz zutreffen wird, ist einleuchtend. Wenn sich auch Alles, was in Berlin zur „Gesellschaft“ gehört, soviel als möglich im Westen der Stadt konzentrirt, so giebt es doch Unzählige, welche sich mit Fug und Recht zu jener Sphäre rechnen dürfen und denen doch ihr Amt oder sonstige Verhältnisse gebieten, in einem der andern Stadttheile ihr Domizil aufzuschlagen. Schon der Umstand, daß — und zum Glück! — auch im Süden und Osten höhere Lehranstalten vorhanden sind, veranlaßt viele gut situirte Familien, dort wohnen zu bleiben, um einem für die Kinder so nachtheiligen Schulwechsel zu entgehen. Wer von diesen Leuten nun aber einmal in den nicht fashionablen Stadttheilen wohnen muß, wird sicherlich mindestens seine Freistunden im Westen zubringen und dort Erholung und Vergnügen suchen, was ihm der Thiergarten, die zahlreichen eleganten Restaurants des Westens, der zoologische Garten u. s. w. in reichem Maße gewähren. Alles aber, was Berlin an sogenannten kleinen Leuten beherbergt, das strömt an den Frei- und Festtagen zu den zahllosen Volksvergnügungen, die ihnen in Süd und Ost geboten werden, das strömt vorzugsweise nach jenem riesigen Vergnügungsmarkt, der in seiner Gesammtheit den drastischen Namen Hasenhaide führt. Aber was ist aus dieser Hasenhaide auch geworden im Laufe des letzten Dezenniums! Längst trifft es nicht mehr zu, was der Volksmund einst von ihr sang:

„In der Hasenhaide ohne Hasen
Giebt es Rasenplätze ohne Rasen“,

denn wenn an Hasen auch nur noch zweibeinige dort zu finden sein dürften, so giebt es dafür um so mehr prächtige Baumpartieen und sauber gehegte Rasenplätze. Der klassische Berliner Staub, der in der Hasenhaide besonders gut zu gedeihen scheint, macht diese Schönheiten allerdings erst nach einem Regentage eigentlich genießbar, aber was fragen die Hunderttausende, die an Sonntagen und auch in der Woche wie eine Völkerwanderung hinausziehen mit Weib und Kindern, mit Proviant und mancherlei Hausrath, was fragen sie Alle nach Staub! Sie streben aus den engen dumpfigen Stuben, aus heißer Werkstätte hinaus an Licht und Luft, hinaus in's Grüne und finden dort zugleich für billiges Geld tausenderlei Belustigungen aller Art.

Ein anschauliches Bild von der Hasenhaide kann nur der sich machen, der sie gesehen. Am besten vergleicht man das Ganze mit der Dresdener Vogelwiese, nur daß letztere wenige Tage im ganzen Jahr existirt und der Berliner seine Vogelwiese das ganze Jahr hindurch hat. Hier wie dort unzählige kleine und größere Restaurants, von denen einige gradezu riesige Dimensionen aufweisen, hier wie dort Schaubude an Schaubude, in denen alles Mögliche und Unmögliche gezeigt und getrieben und durch riesige, grellbemalte Reklameschilder dem Publikum schon von Außen her bekannt gemacht wird. Hunderte der vielgestaltigsten Karroussels und Schaukeln locken durch weithinschallende Musik zum Besteigen ein, Skatingrink und Eisbahn winken verführerisch und auch an einer großartigen Arena fehlt es nicht. Tausend Würfel- und Proviantbuden warten Derjenigen, denen Geld noch in der Tasche klingt, und außer zahllosen anderen Schaustellungen und Kunstproduktionen übt auch ein Blondin in der Hasenhaide seine halsbrecherischen Künste. Musik, Gesang, Lärmen, das Anrufen der Verkäufer, Wirbeln der Karroussels und Klappern der Würfeln verursachen einen geradezu nerventödtenden Lärm, der noch verstärkt wird durch das Wiederhallen der Schüsse, welche die hier kasernirten Soldaten während des ganzen Tages im Karlsgarten (Schießstand) üben. Und wie, um all diesem sinnverwirrenden Leben und Treiben durch raschen Kontrast erst die rechte Geltung zu verschaffen, passirt durch dies Getümmel etwa alle halbe Stunde ein Leichenkondukt, denn ein förmlicher Gürtel von Friedhöfen schließt die Hasenhaide ein und die nie verstummende Musik all der Vergnügungslokale schallt in den stillen Frieden der Gottesäcker von früh Morgens bis in die späte Nacht.

Eine spezifisch berlinische, charakteristische Eigenart des Volkes aber wird ganz besonders in der Hasenhaide kultivirt, vielleicht weil hier die umfassendsten Anstalten dafür vorbereitet sind — wir meinen das sogenannte Kaffeekochen. An jedem einzigen Lokale findet sich der ominiöse Zettel: „Hier können Familien Kaffee kochen“ und in demselben die riesige Kaffeeküche mit einer schier unglaublichen Menge Kaffeegeschirrs und Allem, was zur Prozedur des Kaffeekochens gehört. Und da wählt denn die brave Familienmutter eine Kanne aus, natürlich eine möglichst große, schüttet die mitgebrachte Dosis ihres Mokka oder auch — Cichoriens hinein, die Köchin brüht die Kanne bis zum äußersten Rande voll und mit strahlender Miene überbringt die Mutter ihren am Tisch im Baumesschatten harrenden Lieben das köstliche Getränk, von dem unglaubliche Quantitäten während des ganzen Nachmittags vertilgt werden. Unerläßlich zum Kaffee aber gehört hier der Strickstrumpf und die braven Frauen genießen ihren Mokka erst mit vollem Behagen, wenn die Nadeln dazu klappern und bei dem herrlichen Vergnügen „Vaters“ Strümpfe angestrickt werden. Aber auch die Hasenhaide hat ihre jours fixs. Wenn am Freitag und Sonnabend die Arbeiter- und Handwerkerfrauen waschen und scheuern und die Männer kein Geld mehr haben, um in dieser Woche noch „Etwas drauf gehen zu lassen!“, dann ziehen auch feine Familien hinaus, um Kaffee zu kochen und ein paar Stunden im Freien zu sitzen. Die Kleinen amusiren sich nirgends so gut als hier, wo hundert Lustbarkeiten ihrer warten und oft sieht man an diesen Tagen vor den besseren Lokalen ganze Reihen von Equipagen ihrer Besitzer harren. Und da sitzen denn die Damen an den zierlich gedeckten Tischen — die Decke wurde vorsorglich mitgebracht — in eleganten Roben, wie man sie sonst in der Hasenhaide nicht oft antrifft und trinken fast eben soviel Kaffee als die Handwerkerfrauen, nur daß statt des Strickens eine Häkelei oder Stickerei das Akkompagnement dazu liefert. Und Abends kommen dann — ganz wie bei den Aermeren — die Eheherren nach, mit ihnen Söhne, Brüder und Galane und oft selbst geschieht es, daß drinnen im Saal sich irgend ein schönes Kind an's Klavier setzt, den unvermeidlichen Kußwalzer spielt und die exklusive junge Welt tanzt — tanzt in der Hasenhaide.

Aber auch an andern Tagen findet man häufig die jeunesse dorée dort vertreten und namentlich die Studentenschaft giebt sich hier oft Rendezvous. Wo findet man auch so prächtige Kegelbahnen, so vorzügliches Bier, so tausendfachen „Ulk“ als hier? Und in der Reisesaison nun gar ist die Hasenhaide das Eldorado aller Strohwittwer, denn nirgends läßt sich leichter als dort irgend ein harmloses Abenteuer anknüpfen, das freilich oft nicht besonders friedlich verläuft, wenn sich der robuste Galan des attakirten schönen Kindes handgreiflich in's Mittel legt. —

So also sieht der Ort aus, an dem sich das Berlin des vierten Standes amusirt. Wer aber in der Woche in früher Morgenstunde, wo all das tolle Leben noch schweigt, durch die

Hasenhaide schlendert, sieht mit Staunen, welch' ein ungeheurer Apparat zu diesen Volksbelustigungen gehört und schließt daraus nicht nur auf die rapide Vermehrung der Einwohnerzahl, sondern auch auf Vermehrung der Wohlhabenheit, der gesunden Entwickelung, der Heiterkeit des Volkes. Fürwahr, so lange Berlin seine Hasenhaide und die anderen Weltstädte analoge Vergnügungsstätten haben, mögen die Pessimisten und die sozialen Weltverbesserer immerhin vom Elend der Welt zetern und schreiben — wir nehmen von diesen Stätten die Beruhigung mit hinweg, daß es doch noch Hunderttausende giebt, die es sich in dieser bestverläumdeten Welt recht wohl sein lassen.

Alltägliches Leben der Papuas.

Von N. von Miklucho-Maclay.

(Woldt's „Wissenschaftliche Korrespondenz".)

Der Papua der Maclay-Küste in Neu-Guinea heirathet früh, hat nur eine Frau und führt in moralischer Beziehung ein sehr strenges Leben; uneheliche Verhältnisse kommen, so viel ich gesehen habe, nie, oder nur sehr selten vor. Die Heirathsprozedur ist eine sehr einfache; der Bräutigam macht im Einverständniß mit seiner Familie der Braut Geschenke von Holzschüsseln. Einige Tage darauf wird ein Schwein oder Hund geschlachtet, ein Festmahl eingerichtet und der junge Mann bringt die Braut in seine Hütte. Noch einfacher, da dabei kein Festmahl gehalten wird, schickt der Mann die Frau fort, wenn sie unfähig zum Arbeiten wird, wie z. B. bei Fußkrankheiten, die das Gehen verhindern, und nimmt eine andere.

Sonst behandeln die Männer ihre Frauen gut; nur selten werden die Frauen von den Männern geschlagen. Jeden Tag bringt die Frau die Früchte vom Felde und sammelt Holz für das Nachtfeuer; ebenso holt sie das Wasser vom Strande und vom Bache. Gegen Abend kann man öfters Frauen, schwer beladen, vom Felde kommen sehen, auf dem Rücken liegen zwei Säcke, der untere voll Früchte, der obere das jüngste Kind enthaltend. Auf dem Kopfe, der wegen der Tragschnüre der Säcke, die die Stirn umschlingen, stark nach vorn gebeugt ist, tragen sie noch große Bündel von dürrem Holze, die rechte Hand umfaßt ein Bündel Zuckerrohr und an die linke Hand hängt sich noch zuweilen ein jüngeres Kind an. Eine solche Last bei der Hitze und den engen Pfaden ist sehr ermüdend, und reibt die Frische und die Gesundheit der jungen Frau sehr bald auf. Die Kinder sind sehr munter und weinen und schreien sehr selten, sie werden vom Vater auch zuweilen von der Mutter, sehr gut behandelt. Die Regel ist, daß die Mutter die Kinder weniger zärtlich behandelt, als der Vater. Ueberhaupt zeigen die Papuas eine sehr große Kinderliebe; ich habe sogar, was bei wilden Völkern selten vorkommt (?), Spielsachen bei den Papuas gesehen. Es waren eine Art Kreisel, kleine Schiffchen, die die Kinder auf's Wasser setzten und mehrere andere dergleichen. Aber früh begleitet schon der Junge seinen Vater auf die Plantage oder auf seinen Zügen durch den Wald und bei seinen Ausfahrten zum Fischen. Er lernt aus der Praxis fast in der Kindheit alle seine späteren Beschäftigungen kennen und bekommt schon als junger Knabe ein sehr ernstes und vorsichtiges Wesen.

Es ist eine komische Szene, die ich öfters zu sehen bekam; wie ein kleiner Junge von etwa vier Jahren mit sehr ernster Miene ein Feuer anmachte, Holz holte, die Schüsseln rein wusch, den Vater half die Früchte schälen und dann plötzlich aufsprang, zu seiner, bei irgend einer Beschäftigung hockenden Mutter lief, sie bei der Brust anfaßte und trotz ihres Abwehrens zu saugen anfing. Es ist nämlich eine sehr verbreitete Sitte hier, daß die Kinder sehr lange gesäugt werden.

Der Tag der Papuas fängt mit der ersten Morgendämmerung an. Die Papuas lieben das Geschrei des Hahns, der ihnen die Nähe des Tages ankündigt und halten ihn deshalb in ihren Dörfern. Wenn der Papua keine besonders große Tour in den Wald oder in die Berge machen muß, geht er noch in der Dunkelheit, in sein aus Baumrinde gefertigtes rothes Tuch gehüllt, an den Strand, und erwartet kauernd und vor Kälte zitternd den Aufgang der Sonne Es sammelt sich gewöhnlich eine ganze Gesellschaft, die nur selten mit einander Worte wechselt, und gewöhnlich schweigend wieder auseinander geht. Ist die Sonne inzwischen höher gestiegen, so kehrt der Papua in's Dorf zurück, läßt sich von der Frau oder den Kindern die Reste der gestrigen Abendmahlzeit bringen oder kocht sich etwas frisches Essen. Die Frauen machen sich bereit auf die Arbeit in die Plantagen zu gehen, schließen mit Bambu-Stäben und Matten die Thür ihrer Hütten, nehmen ihre Säcke, stecken in den kleineren derselben ihre schreienden Säuglinge oder, falls sie deren keine haben, junge Schweine und Hunde, die von ihnen sehr zärtlich aufgezogen werden, hinein, vergessen auch nicht, ein brennendes Holzstück mitzunehmen, und verlassen zu mehreren, von Kindern und Hunden gefolgt, schwatzend das Dorf. Die Männer bleiben im Dorfe vor ihren Hütten sitzend, verzehren ruhig ihr Frühstück, worauf sie Betel kauen und ihre grünen Cigarren rauchen; es ist um diese Zeit sehr still im Dorfe, obgleich noch viele Männer anwesend sind. Gegen 10 Uhr Morgens verlassen die Männer, einer nach dem andern oder mehrere zusammen ihre Hütten; die Einen gehen auf die Plantagen, die Anderen auf den Fischfang, noch wieder Andere in benachbarte Dörfer. Alle sind mit Bogen und Pfeil, zuweilen auch mit dem Wurfspeere, obgleich sie außerdem noch Fischnetze, Ruder ꝛc. tragen, bewaffnet. Auch sie schließen ihre Hütten.

Wenn man gegen Mittag in ein Dorf kommt, findet man öfters keinen einzigen Menschen im ganzen Dorf; nur einige Hunde und Schweine betrachten eine Weile den Ankömmling und verschwinden im Gebüsch. Alle Hütten sind geschlossen, und nur die großen Männerhütten laden durch ihre Kühle zum Verweilen ein. Gegen 4 oder 5 Uhr hört man die Tritte der Männer, die von der Arbeit oder ihren Streifzügen zurückkommen. Sie sind noch alle triefend vom Wasser, denn vor dem Eintritt in's Dorf haben sie im nächsten Bach ein Bad genommen und sich sogar mit Sand oder mit einem rauhen Grase statt Seife abgerieben. Trotz vieler Hautkrankheiten kann man den Papua nicht als schmutzig schelten; täglich, sogar mehrere Male nehmen sie Bäder und reiben sich häufig mit Sand oder Gras ab. In's Dorf gekommen, strecken sie sich in ihre Männerhütten aus, wo sie so lange warten, bis die Zeit für sie kommt, ihr Essen zu kochen. Die kreischenden Stimmen im Walde melden bald auch die Frauen an, die schwer beladen, schwitzend an die Hütten kommen, die Holzbündel abwerfen und behutsam die Säcke mit den Kindern und Früchten abnehmen. Feuer werden angezündet; die älteren Kinder helfen ihren Eltern, bringen Töpfe und Holzschüsseln herbei und sehen nach dem Feuer; die Früchte werden geschält und in den Töpfen vertheilt. Zuweilen vereinigen sich einige Nachbarn, jeder bringt eine Anzahl Früchte und Gemüse mit und es wird statt in mehreren kleinen, in einem großen Topfe gekocht. Einstweilen bringen die Mädchen See- und süßes Wasser in Bambus herbei. Bevor man irgend etwas in den Topf hineinlegt oder hineingießt, wird auf den Boden desselben ein grünes oder trockenes Blatt gelegt, um das Anbrennen der Gemüse an den Boden zu verhüten. Es wird auch der Inhalt der Bambu-Büchsen, welche die Männer mit auf ihrer Tour hatten, in den Topf gethan. Der Inhalt derselben ist zuweilen ein sehr mannigfaltiger; es sind Käfer, Schnecken, Krebse, Krabben, Raupen, kleine Eidechsen und dergleichen mehr. Alles dieses wird, sammt der Erde und den zufällig hineingekommenen trockenen Blättern in den Kochtopf ausgeleert, die noch lebenden Thiere suchen zu entkommen, aber es werden auf sie die mitgebrachten Plantagenfrüchte und Wasser, von welchem ein Drittel Seewasser ist, geschüttet, dann wird der Topf mit grünen Blättern und einer Kokosnußschale geschlossen und auf's Feuer gestellt. Je nach dem Inhalt bleibt der Topf eine bis zwei Stunden auf dem Feuer stehen; hierbei wird das zur Feuerung nöthige dürre Holz von den Männern um's Knie oder um einen starken Stein, von den Frauen auf dem Kopfe zerbrochen.

Wenn das Essen fertig ist, so stellt man den an der Basis runden Topf auf einen von Stroh geflochtenen Ring, der Hausherr vertheilt das Essen in die umstehenden Holzschüsseln; die besseren Stücke bekommen die Gäste und er selbst, schlechtere die Kinder und die Frauen. Inzwischen ist es gewöhnlich schon dunkel geworden, trotzdem wird das Feuer nicht größer oder heller gemacht; man bleibt in der wachsenden Dunkelheit sitzen und verzehrt langsam kauend die schwer verdauliche Kost. Um etwas Salzgeschmack zu haben, trinkt man, die ganze Holzschüssel den Lippen nähernd, die Brühe, in der mit etwas Seewasser Raupen, Spinnen, Eidechsen ꝛc. gekocht waren. Die Frauen haben sich in die Hütten zurückgezogen, von Zeit zu Zeit hört man das Aufschreien der Kinder, sowie die stille Unterhaltung der Männer, die ihren Betel kauen oder ihre Cigarren rauchen. Auch diese Geräusche verstummen bald; die Männer machen kleine Feuer in den Hütten und schlafen ein, stehen aber öfters auf, da die Kühle der Nachtluft sie weckt.

So vergehen die Tage der Bewohner der Maclay-Küste. Eine Abwechselung bietet nur die Zeit des Krieges, einzelne größere Ausflüge in die benachbarten Dörfer und die Feste, die in ihren eigenen oder benachbarten Dörfern stattfinden.

Zur Entfernung von Fettflecken aus Papier giebt Resch in der Linzer „Quartalschrift" folgendes Mittel an, das sehr zu empfehlen ist: „Man kaufe sich Magnesia usta in einer Apotheke und mische dieselbe mit Benzin zu einem steifen Teig an. Mit diesem reibe man die Fettflecken und klopfe dann das Pulver ab. Wenn nothwendig wiederhole man die Prozedur zwei bis drei Mal und es werden selbst alte Oelflecke ziemlich vollständig verschwinden." Man achte auf die Feuergefährlichkeit des Benzins und seiner Dämpfe! Am Gerathensten ist es, den Apotheker um die Fertigstellung des Teiges zu ersuchen.

Licht und Schatten. „Ihr Kaffee, Frau Räthin, hat sein Gutes und sein Schlechtes." — „Na, da wär' ich neugierig." — „Sie geben wenig Cichorien dazu, das ist das Gute, und gar keinen Kaffee, das ist das Schlechte d'ran."

Schwäbische Entschuldigung. Bauer: „Herr Pfarrer, Sie san g'wiß recht hundsmüd'?" — Pfarrer: „Aber Huberbauer, wer wird denn in solchen Ausdrücken zu seinem Pfarrer sprechen?" — Bauer: „Entschuldiga Se, Herr Pfarrer, aber i han no g'moint, weil der Herr Pfarrer gav so saumäßig schwitzet."

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.